

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 190 (1911)

Artikel: Menschliches und Allzumenschliches aus St. Moritz : Novelle
Autor: Heer, J.C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374452>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Minister Ilg sah mit Betrübnis diesen Gang der Dinge und kan sogar dazu, seine Demission zu verlangen, die ihm allerdings verweigert wurde. Trotz der größten Schwierigkeiten politischer und administrativer Natur hielt Ilg doch noch aus, bis ein drohender Trauerfall in seiner Familie ihn nötigte, zu seiner Heimat zurückzukehren.

Wiederholte Schlaganfälle (während der Abwesenheit Ilgs in Zürich) haben den Kaiser derart alteriert und mitgenommen, daß die europäerfeindliche Partei am Hofe die Oberhand gewann. Ilg erhielt in Zürich zu wiederholten Malen die telegraphische und schriftliche Aufforderung, auf seinen früheren Posten zurückzukehren; allein er konnte sich aus den genannten Gründen nicht dazu entschließen. Die während Ilgs Abwesenheit in der Hauptstadt Adis Abeba entstandene Anarchie — vom deutschen Leibarzt behaupteter, am Kaiser versuchter Giftmord &c. — beweist zur

Genüge, welche Lücke Ilg ausfüllte und welche genaue Kenntnis der Verhältnisse er sich in den langen Jahren erworben hat. So findet man es denn auch erklärlich, daß er das Feld seiner früheren, liebevollen, treuen und uneigenmäßigen Tätigkeit, der er so viel geopfert, nicht mehr aufsuchte, obwohl er es nur mit Wehmut und mit größtem innerm Schmerze für immer verließ.

Wenn er seine Memoiren schreibe, so gäbe das ein Buch, das an Inhalt und Merkwürdigkeit seinesgleichen sucht. Ich möchte fast sagen, daß er die Veröffentlichung seiner Erlebnisse und Erfahrungen der Mit- und Nachwelt, namentlich aber auch seiner Familie, geradezu schuldig sei, damit jetzt schon und nach seinem Tode jedermann einen Einblick hat in die riesigen Leistungen, die absolute Integrität, die zähe Ausdauer und die stete Treue unsers mit Recht berühmten Landsmannes.

Menschliches und Allzumenschliches aus St. Moritz.

Novelle von J. C. Heer.

Der Express hastete die Kehrtunnels von Bergün empor. Im Coupe auf der andern Wagenseite saß eine fremde Dame, begleitet von zwei andern weiblichen Wesen, wohl Gesellschafterin und Kammerfrau. Ihr Gesicht war schmal und blaß, die Augen groß und hellblau, überschattet von langen, düstern Wimpern, die den feinen Zügen einen geheimnisvollen Reiz verliehen. Sehr vornehm, sehr elegant, wie die Frauenwesen sind, die in den Winter von St. Moritz fahren. Wie alt? Dreißig vielleicht. Wer kann das bei einer Amerikanerin genau sagen.

Tag oder Nacht? Das ist bei der Albula bahn die Frage. Und wenn es Tag war, standen draußen die Tannen, vom Schnee zugelappt, wie geschlossene Regenschirme. Die Dame machte sich nicht viel aus den Bildern der Winternatur, irgend ein Gedanke aber schwelte unter den dunklen Wimpern, ich vermute, sie dachte „St. Moritz“. Dabei gähnte sie leise und elegant, oder zerdrückte das Gähnen mit einem entschuldigenden Lächeln gegen die Begleiterinnen. Und zuweilen nestelte sie an den Handschuhen.

Das war Lady James Asfalg, die Milliardärin, nicht etwa, weil ich es mir einbildete, sondern festgelegt durch die Aussprüche eines Hoteldirektors in Chur und Angestellter der Rhätischen Bahn, auch befundet durch den Kurier, der in einer andern Abteilung saß, und mehrere Wagenladungen Gepäck mit Hotelfirmen aus aller Welt. Zum erstenmal im Leben hatte ich das Glück, mit einer Milliardärin zu fahren, im nämlichen molligen Wagen und durch die nämlichen Kehrtunnels, die uns im nämlichen Augenblick bald in ein schwarzes Loch hinein, bald daraus hervor führten. Diese soziale Gleichstellung mit der steinreichen Amerikanerin stimmte mich schier andächtig, aber bald gingen meine Gedanken einen andern Weg: Du verdienst jeden Tag zehn Franken, die Dame hat eine täg-

liche Einnahme von einer Million. Du mußt dich um zehn Franken quälen, der Dame fällt die Million — nicht Franken, sondern Dollars — so selbstverständlich zu, wie uns allen die Sonne und das Regenwetter. Sie mag gähnen oder lächeln, auf einem gemieteten Kameel zu den Pyramiden reiten oder auf einer eigenen Yacht ans Nordkap fahren, Amerika gibt ihr jeden Tag eine Million! Im großen Tunnel der Pizzi Giuvels kam ich auf die kühne Idee, Lady James Asfalg einen Ausgleich unseres Einkommens vorzuschlagen, aber ehe ich den schönen Antrag in meinen Gedanken sein genug formuliert hatte, fiel die Lichtflut des Berninagebirges auf uns ein, so groß und verwirrend, daß selbst die Milliardärin die hellblauen Augen und dunklen Wimpern mit der langen, schmalen Hand bedeckte. Und ehe ich ihren Vorschlag gemacht hatte, waren wir in St. Moritz, und da wir nicht im gleichen Hotel wohnten, blieb mir nichts als ein verzichtendes: „Fahre wohl, mein Goldfasan!“

Die Wahrheit zu sagen: Obwohl es unanständig ist, eine Milliardärin zu vergessen, beinahe hätte ich es in dem prächtigen, etwas tollen Winterleben von St. Moritz getan; aber die kleine, elegante Stadt in den Bergen ist doch nicht so groß, daß sie die Menschen nicht stets wieder zusammenführte, entweder auf den Sportplätzen oder auf den Bällen. Ich sah Lady James Asfalg wieder — wieder! Ich hatte zwar nie die Ehre, ihr persönlich vorgetellt zu werden und meinen Antrag anbringen zu können, aber ich fühlte mich ihr menschlich durch die Tatsache verbunden, daß wir beide in St. Moritz nicht ohne Anwendungen einer tiefen Wehmut blieben. Wer hat sie nicht, nur die Ursachen sind bei verschiedenen Menschenkindern verschieden. Auch die meine war anders geartet, als die der Lady James Asfalg, und wie man es

bei einem Fünfziger nicht anders erwarten kann, etwas auf die Philosophie gesimmt: Si la jeunesse savait, si l'âge pouvait!

Ich hatte eine stille Schwärmerei für ein junges Mädchen, das in unserem Hotel wohnte. Sie kam irgend aus der häßlichen Gegend von Dortmund und war keine der modernen Amazonen, die in einer Wolke von Schnee das Skiföhringpferd vor sich her jagen oder auf ihren Skeletonfahrten am Run den Partner als Polster benutzen. Auch keine jener großen Schönheiten, die in St. Moritz auffallen, aber von dem innigen Liebreiz unverkümmerter, frischer Jugend, dem genug Lebensernst eignete, daß sie nicht mehr wie ein Bachfisch wirkte. Das schlichtvornehme Mädchen war eine der elegantesten Bogenfahrerinnen auf dem Eis, schlank und biegsam wie eine Weide, und mit einem Hüftentwiegeln wie ein Lied. Bei ihrem Spiel lachte ihr ein großes, reines Glück aus den Augen, und nicht nur ich, wir Gäste unseres Hotels alle empfanden es wie ein Sonnenleuchten, wenn sie zu den Mahlzeiten erschien, und fühlten uns beglückt, wenn sie in ihrer warmen, freimütigen Art ein paar Worte der Unterhaltung mit uns wechselte. Eines Abends aber fehlte sie beim Mahl. „Verlobt — verlobt,“ tuschelte es in der Gesellschaft, „verlobt mit einem der Champione. Und die beiden tummeln sich noch in der Nacht auf dem Eis!“ Ich hatte diese Verlobung kommen sehen und war doch nachdenklich. Auf einem Spaziergang durch die sternklare Winternacht beobachtete ich, wie zwei einsame, rote venezianische Ampeln über die Eisscheibe des Sees schwebten. Wie die eine sich wiegte, so die andere auch. „Das ist sie — das ist das Paar!“ Keine Täuschung! Die Leuchten kamen bald gegen das Dorf heraus, ich sah verschlungene Arme und zwei Augenpaare, selig in einander getaucht, nur das Gesicht des Mannes konnte ich nicht recht erkennen, mir war aber, es stehe darin der Ausdruck einer rohen Kraft, und der Mund hätte wohl schon aus vielen Bechern getrunken. Ich fühlte in diesem Augenblick einen stechenden Schmerz: Wenn er nur den Wert des Mädchens kennt — wenn er sie nur glücklich macht — und daneben ein eigenes zitterndes Heimweh nach Jugend und leuchtenden Augen.

Das war meine Wehmut. Ich fand sie bei meinem Alter und Verstand etwas töricht, und um ihrer rasch Herr zu werden, schlüpfte ich in den Frack und ging ins Palace auf den Ball. Dort begegnete ich der Wehmut der Lady James Asfalg und war mit der meinen versöhnt bis auf den Gedanken: O, man sollte jung sein!

Ein Meer von Licht, ein Leuchten von Stirnen, Schultern, Armen, Nacken, ein Kreuzfeuer strahlender Augen, ein Flimmern goldenen und blau-schwarzen Haares, ein Funkeln edler Steine in Diadem und Gehängen, Toiletten, welche die Schönheit der Trägerinnen mehr enthüllten als verdeckten. In den Schmeicheltonen der Wiener Walzer erging sich dieser echte und künstliche Glanz — ein Flammenbach des Lebens — champagne frappé!

Ich schritt mit einem befreundeten Arzt, der die Gesellschaft völlig kannte, kannte nach den fabelhaften Summen der Toiletten und Geschmetde und nach dem, was tief unter dem rauschenden Flirt, unter den strahlenden Gesichtern in den Gründen und Abgründen der Seelen spielt, die stärkere Toiletten tragen als die Leiber.

Jede Nation hatte sich etwas für sich zusammengeballt, jede eine eigene Ballkönigin, über der es aber noch eine allgemeine Schönheitskönigin des Abends gab — irgend eine junge Schwedin. Diese suchten wir und entdeckten auf dem Weg durch das blühende Menschengewinde Lady James Asfalg, um die sich ein Hoffstaat von Amerikanern bewegte. Sie war eine stolze Königin, weiß und kalt wie Marmor, doch jeder Zug eine Königin. Unter den langen, dunklen Wimpern blitze es wie von einer Stahlklinge, unheimlich, als sollte der Stahl jemand durchbohren. —

Wir waren bald wieder aus ihrem Bereich. „Die ist ja teufelswild!“ versehete der Arzt. „Diese Nacht möchte ich nicht ihr Kurier noch ihre Kammerfrau sein. Der Blaufuchspelz und die Schwedin, eine Doppelniederlage! Das erträgt eine Milliardärin nicht. Sicher hat sie morgen ihren Migränetag!“

Der Blaufuchspelz! Ich wunderte mich, was es damit für eine Bewandtnis habe. Die Lösung war auch schon da: eine dreißigjährige russische Gräfin, üppige Junogestalt mit ebenmäßigen Augen und ebenmäßigen Zügen, aber in der blendenden Weibesrassigkeit und Leibesherrlichkeit des Balles doch nur eine mittlere Nummer. Wo zu der Schweif von Bewunderern, männlich und weiblich? — Nur wegen des wunderbaren Blaufuchspelzes, der mit der vollen, elfenbeinernen Frauenbüste zusammen spielte, eines Pelzes, so herrlich und kostbar, wie man selbst in St. Moritz zuvor keinen gesehen hatte, und der mich an das Saphirleuchten des sommerlichen St. Moritzersees erinnerte. Gewiß ein äußerst seltener und kostbarer Pelz! Aber doch nur ein Pelz! Wie man deswegen einem Weibe in Rudeln folgen und Lady Asfalg sich kränken konnte, daß unter ihrem Berg von Gepäckstücken nicht ein einziger solcher Blaufelz war?

„Damen,“ lächelte der Arzt, „und bedenken Sie, daß die Lady sonst stets die teuersten Toiletten trug. — Doch sehen Sie, da kommt ihre zweite Kränkung, und die der amerikanischen Kolonie, die immer und meist mit Recht den Anspruch erhebt, die schönste Frau in der Fremdenwelt von St. Moritz zu stellen. Ja, die Schwedin, eine nur mittelgroße Gestalt war in ihren dünnen, fließenden Gewändern wirklich schön; ein schmales, blühendes Gesicht, ins Grüne spielende Augen, auf die Knöchel herviederströmendes, in rotgoldenem Wellen schimmerndes Haar, das herrlichste, aber die unvergleichliche Anmut und Ausgeglichenheit ihrer Rede, Gebärde und Bewegung. Wie ein Lied — ein Lied! Ich mußte an Eva denken, andere sprachen von ihr als einer modernen Venus, wie sie entstehe durch sorgfältig betriebenen Sport.

Und über Sportangelegenheiten, die ihr sehr am Herzen gelegen zu sein schienen, unterhielt sie sich natürlich und geistreich mit einem Schwarm von Malern und Bildhauern, und in ihren Augen strahlte der Triumph, die Milliardärin in der Schönheitsschätzung der Männer geschlagen zu haben. „Ein entzückendes Weib. Ihr Mann aber ist der ärmste Teufel der Welt,“ plauderte der Arzt, „irgend ein Stockholmer Gewehrfabrikant. Die ganze schwedische Armee braucht aber nicht so viel Gewehre, wie dieses Weib Geld, um sich überall da, wo das Leben teuer ist, ins Licht zu setzen.“

„Gut, daß es nicht die meine ist!“ Mit diesem tröstlichen Gedanken verließ ich nach einer Weile den Ball und träumte in der Nacht von zwei roten, sich wiegenden Ampeln auf dem See, dem Blaupelz der Russin und der Migräne der Lady James Asfalg.

Am andern Nachmittag besuchte ich den Doktor, der mir seine gezähmten Lämmergeier zeigen wollte. „Sie kommen mir recht“, lachte er aus vollem Halse; „ich habe einen widerspenstigen Patienten. Der Mann fuhr oberhalb des Dorfes an einer Stelle, natürlich, wo es verboten ist, Ski, und geriet in einen Schneerutsch, wurde zum Glück bemerkt, ausgegraben, und ich war zur Untersuchung da. Eine Schulterverrenkung! Ein Wort — an allen vier Gliedmaßen des Unglücklichen zogen je zwei Mann — ein Knack — und die Schulter saß wieder. Nun habe ich ihm den Arm noch in die Schlinge gelegt. Er reichte mir ein Zehnfrankensstück. Umsonst suchte ich ihm begreiflich zu machen, daß die Engadinertaxe einer Schulteroperation dreißig Franken beträgt. „Eine Sekunde Arbeit!“ grollte er. Doch kommen Sie, Freund!“ Der Arzt stellte mich dem Patienten mit den Worten vor: „Das ist nun der Herr, der Ihnen die Schulter noch einmal ausrenken wird, nachher werden wir uns beim Einrenken so Zeit lassen, daß Sie die Taxe von dreißig Franken durchaus verdient finden.“ Schwups den Rock weg und die Hemdärmel zurück! Da fasste den Jüngling ein Grauen. Er legte seine Silberlinge hin und floh entsetzten Blicks. Wir aber schüttelten uns vor Lachen über die Komödie. Man kann in alten Tagen noch ein Schauspieler werden, ohne daß man es will.

Doch bald wurde das Gesicht des Arztes ernst: „Einen schweren Unfall haben wir heute morgen gehabt,“ erzählte er. „Die schöne Schwedin, die Ballkönigin von gestern! Sie führte einen Bob, auf dem noch drei Herren saßen, und fuhr an eine Telegraphenstange; ein Wunder, daß sie mit etlichen Brüchen davonkam. Ein entzückendes Weib, eine Venus, ich dachte es wieder, als sie so zerschlagen vor mir lag.“ — — —

„Und Lady James Asfalg hat wirklich den Migränetag?“ warf ich die Frage auf. „Nein,“ lachte er, „dazu hat sie keine Zeit, sie hält durch den Kurier den Telegraph von St. Moritz besetzt; sie fragt in Wien, Berlin, Paris, Petersburg nach dem schönsten Blaufuchspelz, der gegenwärtig auf dem europäischen Markt zu finden sei. Sie werden

sehen, beim nächsten Ball im Kulm am Samstag trägt sie den schönsten, schlägt die russische Gräfin und, da ihr die Schwedin den Gefallen getan hat, zu verunglücken, wird sie die Schönheitskönigin sein. Wozu Migräne?“ — — —

Der Unfall der schönen Schwedin erregte viel Teilnahme und bildete in den Thés und Cafés das allgemeine Gespräch. Namentlich die Maler und Bildhauer wetteiferten, ihr Schmerzenslager mit einem Frühling von Mizziablumen zu umkränzen. Im übrigen kamen ein paar langweilige Schneetage; es war mir gerade recht, als ich von den Künstlern die Einladung in eine Abendgesellschaft erhielt. Wozu? Eine Idee, wie sie nur schwärmende Künstler fassen können! Es handelte sich um eine Bittschrift an die verunglückte Schwedin, sie möge angesichts ihrer venusgleichen Leibes-herrlichkeit im Dienste der Kunst sowohl wie aller jener, die in der Schönheit etwas Heiliges verehren, künftig auf das Bobsleighfahren verzichten und jeden gefährlichen Sport jenen Damen überlassen, an denen nichts zu verderben sei, wenn auch ein paar Rippen zusammenbrechen. Die Künstler begeisterten sich an dem eigenartigen Gedanken, da aber die meisten nicht gern die Feder führen, sollte es meine Aufgabe sein, ihn schön und schwungvoll zu stilisieren, obwohl ich die Verunglückte kaum kannte.

Was tut man an einem Schneetag nicht für seine Freunde! Das Schriftstück kam zustande. Nur die andern Damen, für deren Rippen es nicht schade sei, ließ ich aus dem Spiel. Als ich meinem Freund, dem Doktor, von der Bittschrift sprach, leuchtete sein Gesicht beifällig. „Eine praktische Bedeutung hat sie zwar nicht, die Venus wird liegen müssen, bis der Schnee zergangen ist, und nachher stets ein wenig watscheln und vielleicht für ihren Gemahl, den Gewehrfabrikanten, eine weniger teure Luxusgattin werden; die Aufmerksamkeit der Künstler aber ist ihr herzlich zu gönnen, sie leidet seelisch eben so sehr als leiblich. Furchtbar für eine Frau, plötzlich ein Stück Schönheit verlieren.“

Das künstlerisch ausgeführte Schriftstück lief und wurde von der Männerwelt reichlich unterzeichnet, während die meisten Damen darin nur eine verückte Maleridee erkennen konnten.

Unterdessen kam der mit Spannung erwartete Ball im Kulm. Ich brauche nicht zu sagen, daß die russische Juno mit dem Blaufuchspelz und dem siegreichen Lächeln zur Stelle war und wieder viele Bewunderer fand, denn ein Blaufuchspelz wird in einer Saison nicht alt. Lady James Asfalg aber ließ auf sich warten. Da ereignete sich etwas Unerhörtes! Sechs Damen in Blaufuchspelzen traten in den Ballsaal, in Blaufuchspelzen, wenigstens so kostbar wie derjenige der Gräfin, die meisten kostbarer und herrlicher. Für eine halbe Million Blaupelze, ging die Überraschung durch den Raum. Die Gräfin erblaßte, tat einen leisen Schrei und fiel ohnmächtig in den Arm des nächststehenden Herrn. In diesem Augenblick erschien unter der Tür strahl-

lend wie eine Göttin Lady James Asfalg. Sie trug überhaupt keinen Pelz, kaum ein Geschmeide, sie ließ nur die eigene Schönheit leuchten, in diesem Augenblick eine fast kindliche Schönheit, der es unter den langen, dunkeln Wimpern hervor in lächelnder Güte blitzte.

Über ihren Eintritt war das Verschwinden der Gräfin kaum bemerkt worden, eine Weile sah die Gesellschaft nur sie — sie! Von allen Nationalitäten unbestritten, war sie die Ballkönigin, die alle andern überstrahlte. —

Flirt — Flirt! — Ich beobachtete es nicht einmal, daß die Künstler noch eifrig Unterschriften für die schmeichelhafte Bittschrift an die verunglückte Venus sammelten, ich sah aber, daß Lady James Asfalg das Blatt plötzlich in den Händen hielt — und erblaßte. Der Strahl der Güte unter ihren langen, dunkeln Wimpern verlor sich, das weiche Lächeln ihres Mundes wurde hart und sie die Marmorkönigin vom letzten Ball. Mit einer raschen, etwas verächtlichen Wendung des Kopfes gab sie einem rotbebrachten Herrn das Blatt zurück.

Am Sonntag besuchte ich den Doktor, um mich zu verabschieden. Meine Heimreise stand bevor. Ich spürte ihm gleich eine gewisse Erregung an. „Eben komme ich von Lady James Asfalg,“ berichtete er. „Sie hat heute wirklich Migränetag. Sie machte mir die lebhaftesten Vorwürfe, den Schönheitshymnus auf die verunglückte Schwebelin nicht verhindert zu haben. Er sei eine Beleidigung der übrigen Damen der Gesellschaft. Überhaupt St. Moritz! Ein Nest — das Klima das schrecklichste der Welt! Sie gedenke abzureisen — sie gedenke nicht nur — sie tue es schon morgen — Kurier und Kammerfrau seien schon am Einpacken, der Hotelier verständigt.“ —

Der Arzt wollte weiter erzählen. Da wurde er durch den Anruf des Telefons unterbrochen. Ich verstand nur: „Frau Gräfin — Migräne — Höhenlage von St. Moritz — Süden“ — und dann: „Sofort, sofort, Gnädigste!“

Mit dem Doktor verließ ich das Haus. Als ich am Montag in den Express stieg, hatte sich bereits Lady James Asfalg mit ihrem Gefolge darin

In der appenzellischen Gemeinde U..... wurde ein neuer Friedhof erstellt und derselbe zum Averger der Minderheitspartei, welche denselben in der Nähe des Dorfes haben wollte, an die Grenze der Nachbargemeinde H..... verlegt. Als derselbe seiner Vollendung entgegenging, trafen sich eines Sonntagnachmittags vier biedere Bürger im Wirtshaus und alsbald entspann sich ein Gespräch über diese Angelegenheit; der einte gab dem Projekte seine vollste Zustimmung, der andere wünschte diesen Besluß in's Pfefferland und schließlich meinte ein wackerer Bauersmann: „I ha's jez no nüd verboze, daß me de Fredhof dei use macht, jez müß me denn fast siner Lebtig is Militär, ond wenn me emol tod ist no a d'Grenze.“

niedergelassen. Ich wählte einen andern Wagen, denn bei der trüben Stimmung der Dame war nicht zu erwarten, daß sie für meinen Vorschlag, unsere Einkünfte auszugleichen, irgend ein Verständnis aufbringen würde. Auch hatte ich gegen sie ein schlechtes Gewissen wegen der Bittschrift an die Schwebelin. Ich empfand es als ein Stück sozialer Gerechtigkeit, daß wir St. Moritz wieder im nämlichen Augenblick verließen, wie wir im gleichen gekommen waren, die Milliardärin und ich. Welchen Vorzug hatte sie vor mir? Indem ich an den Blau-fuchspelz dachte, kamen mir Krimhilde und Brünhilde aus den Nibelungen in den Sinn, wie sie sich um den Vorrang des Eintrittes in den Dom von Worms stritten. Das Leben ist doch ein Lied mit sehr alten Noten. Meine Gedanken wurden immer philosophischer. Si la jeunesse savait, si l'âge pouvait. Ja, das prächtige Mädchen aus der häßlichen Gegend von Dortmund — die zwei sich wiegenden Ampeln auf dem St. Moritzersee — der Champion, der schon aus vielen Bechern getrunken hat. —

Wenn er den Wert des Mädchens nur zu schätzen weiß — wenn er sie nur glücklich macht! —

Die Liebesgeschichte hatte ein Nachspiel. Ich traf die junge Dame ein paar Tage später in Begleitung ihres Vaters auf der Bahnhofstraße in Zürich. Freimütig und mit frohen Augen kam sie auf mich zu: „Ich sah es Ihnen an, Sie haben meine Verlobung nie gebilligt. Mein Papa hier auch nicht. Ich bin entlobt — ich bin glücklich, daß ich die kleine Verwirrung hinter mir habe.“ — Die Sonne von St. Moritz! —

„Ja, die Sonne von St. Moritz,“ lächelte der Herr ingrimig, „sie hat mich zehn grüne Scheine gekostet.“ Sein Gesicht hellte sich: „Ich habe aber auch etwas gelernt dabei. Wir Alten denken oft, das Leben habe uns kalt gestellt. Nein, aufgespart hat es uns Vater, daß wir im richtigen Augenblick die Torheiten unserer Töchter und Söhne gut machen.“

Mein Glückwunsch für das Mädchen, um das ich mich umsonst gebangt hatte, kam aus dem Herzen. Nicht alle Novellen und Romane von St. Moritz müssen notwendig mit einer Ehe schließen!

Zu einem durch seine Derbheit bekannten Münchener Medizin-Professor kommt eine Amerikanerin und klagt über Leibbeschwerden. Der Professor ordnet eine Auspumung des Magens an. Da die prude Amerikanerin das Wort Magen nicht hören mag, entfährt ihr ein entsetztes „Shoking!“ Dessenungeachtet muß sie sich zur Prozedur bequemen. Nach derselben sagt sie, tief errötend, zum Arzte: „Oh Herr Professor, ich bin shamful, Sie uerrden mir doch nicht in den Magen gesehen haben?“ — Trocken Tones erwiderte der Professor: „Doch, meine Gnädige, ich sah sogar den Strohseßel, auf dem sie saßen!“

Unsere Kleinen. Der Vater: „Jež honnt denn bald de Storch, Fritzli.“ — Der kleine Fritz: „Denn isch aber zit, daß d'Hebamm holst, Vater!“